

Laudatio Avi Primor

ES GILT DAS GESPROCHENE WORT

Lew Kopelew Preis, 16. November 2003

Laudatio Avi Primor

Sehr geehrter Herr Pleitgen,

ich bedanke mich zuerst einmal für die Einladung. Ihnen habe ich es zu verdanken, dass ich heute hier sein darf. Ich wusste aber nicht, dass Sie meine Laudatio klauen würden!

Sie haben schon alles so wunderbar erzählt – was soll ich noch erzählen?



Sehr geehrte Frau Kopelew,

es ist eine Ehre, dass Sie hier sind, Herr Franghi und Frau Franghi sehe ich auch, schön, dass Sie da sind. Ich erinnere mich jetzt, als Uri Avnery zum ersten Mal in seinem Leben einen Preis entgegengenommen hat, das war in Osnabrück, glaube ich, wenn ich mich richtig erinnere, 1995. Er sagte „das war das erste Mal, dass ich einen Preis bekomme“ – da waren Sie der Laudator und ich saß da im Saal.

Liebe Frau Canisius und lieber Herr Krämer,

danke für Ihre Worte. Ich muss natürlich vor allem die Preisträger beglückwünschen. Und das werde ich natürlich ausführlich tun. Aber Herr Pleitgen hat's schon so schön gemacht und hat nicht nur den Uri Avnery und den Herrn Sari Nusseibeh begrüßt, sondern auch deren Gattinnen; und das erinnert mich, was ein Amerikaner mal sagte: „Hinter jedem Mann, hinter jedem erfolgreichen Mann, steht eine verblüffte Frau“.

Sie sagen, Herr Pleitgen, wir müssen zuhören. Das hat der Bundespräsident ja auch gesagt. Zuhören, das ist schwierig. Wir hören uns ja normalerweise selber nicht zu. Es gibt ja die berühmte Geschichte: Was ist der Unterschied zwischen einem Monolog und einem Dialog? – Monolog ist, wenn ein Mann sich selber anspricht, und Dialog ist, wenn zwei Menschen sich selber ansprechen. Und Henry Kissinger, der ehemalige amerikanische Außenminister, ist ja bekannt für sein besonderes Englisch mit einem schweren bayerischen Akzent. Sein Bruder ist älter als Henry – zwei Jahre älter, glaube ich – und die beiden Jungs sind gemeinsam nach Amerika gekommen, haben gemeinsam die amerikanische Schule besucht. Henrys Bruder hat ja länger die deutsche Schule besucht, und da wurde er gefragt: Wieso kommt es, dass Sie, der Sie später in Ihrem Leben nach Amerika gekommen sind, ein akzentfreies Englisch sprechen, während Henry immer noch einen Akzent hat? Da sagte er: Ja, weil Henry NICHT zuhört!

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich stelle mir die Frage, der Lew Kopelew Preis für Frieden und Menschenrechte wird heute so feierlich den Herren Uri Avnery und Sari Nusseibeh übergeben. Warum ist das so eine große Feier? Warum feiern wir, wenn jemand sich für Frieden bemüht? Frieden – ist das nicht eine Selbstverständlichkeit? Warum ist das so eine große Angelegenheit? Das wollen wir doch alle, das ist doch selbstverständlich. Bereits 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung schrieb Herodot: „Niemand ist verrückt genug, um den Krieg dem Frieden vorzuziehen! In Friedenszeiten begraben die Söhne ihre Väter – in Kriegszeiten die Väter ihre Söhne.“ Und bei uns, bei den Juden lernen wir aus dem Talmud, der nämlich sagt, die Welt beruht auf drei Säulen: auf Wahrheit, auf Gerechtigkeit und auf Frieden. Und alle drei sind ein und dasselbe.

In allen Zeiten hat man Frieden gefeiert und angestrebt. Viel später schrieb Friedrich Schiller „Ach was für ein schöner Tag, wenn der Soldat endlich zum wirklichen Leben zurückkehrt, zur Humanität. Wenn die Fahnen wehen, um einen friedli-

chen und fröhlichen Marktplatz zu verschönern. Wenn eine letzte Plünderung der Felder nur noch dazu dient, die Waffen und Helme mit Grün zu schmücken.“

In allen Zeiten war es so. Was hat sich denn geändert? Warum muss man immer noch für Frieden kämpfen? Was ist so schwierig mit dem Frieden? Warum musste Georges Clémenceau, der französische Ministerpräsident, der Frankreich im Ersten Weltkrieg geführt hatte, stöhnen und sagen: „Jetzt in Versailles weiß ich, dass Frieden zu schließen erheblich schwieriger ist, als Krieg zu führen.“ Warum? Ist es Kleingeistigkeit der Menschen? Wahrscheinlich ist es so. Es ist schwierig zu verstehen für Menschen, die im Kriegszustand leben, was Frieden eigentlich bedeutet. Bundespräsident Roman Herzog sagte mal: „Jede Vision trägt auch das Risiko des Scheiterns in sich.“ Allerdings sind Visionen unbequem. Anders als Utopien, für den Eintritt einer Utopie ist niemand verantwortlich; für die Erfüllung einer Vision sind wir es selbst. Und das ist der Unterschied zwischen Utopie und Vision. Frieden ist Vision, Frieden ist keine Utopie.

Ich möchte hinzufügen, nicht nur sind Utopien bequemer als Visionen, auch die bekannte Gegenwart, mehr noch die Vergangenheit, die man in der Phantasie auch immer neu gestalten kann, ist erheblich bequemer als die Zukunft, die immer Angst macht, die unbekannt ist. Ja, wir wissen, wie es aussieht, im Kriegszustand zu leben. Wunderbar, damit kommen wir schon zurecht. Das kennen wir schon. Aber Frieden mit allen Risiken – wer weiß, wie das aussehen wird? Nein, wir bleiben da, wo wir sind. Dagegen müssen Menschen wie Sari Nusseibeh und Uri Avnery kämpfen. Unbequem, unbequem, und vor allem braucht es sehr viel Mut. Weil Menschen Herdentiere sind, die wollen zusammenhalten. Alle denken gleich, das ist sehr bequem, da macht man sich keine Sorgen und keine Schwierigkeiten. Und die Menschen wollen nicht sehen. Arthur Schopenhauer sagte mal, es sei ein eigentümlicher Fehler der Deutschen, dass sie, was vor ihren Füßen liegt, in den Wolken suchen. Das sind wir ja alle, wir suchen auch in den Wolken, was uns vor den Füßen liegt. Vor den Füßen liegt der Frieden. Der Frieden mit Versöhnung. Der Frieden, der natürlich auch viele Kompromisse benötigt. Aber nein, den wollen wir nicht sehen, der liegt vor den Füßen, wir aber wollen hinaufschauen.

Ich erinnere mich an Uri Avnery, als er seine ersten Bücher geschrieben hat, als er mit Publikationen begonnen hat, seine Zeitung gekauft hat. Fritz Pleitgen hat alles schon erzählt. Aber er weiß nicht, wie ich Uri Avnery persönlich kennen gelernt habe. Uri Avnery weiß es auch nicht!

Ich war ein Kind in der Schule, als sein erstes Buch herauskam: „In den Feldern der Philister“. Ja, das war ein Buch, das den Unabhängigkeitskrieg behandelte, den ersten Krieg des Staates Israel, den Krieg, der die Entstehung des Staates Israel ermöglicht hat und deswegen geführt worden war. Er war Soldat, Frontsoldat, schwer verletzt und hat dann ein Buch darüber geschrieben, und das hat uns alle so glücklich, so stolz gemacht. Wir waren so schön, wir waren solche wunderbaren Helden. Sieger. Ach, das war wirklich ein Vergnügen. Aber kurz danach kam ein anderes Buch heraus: „Die Kehrseite der Medaille“. Ja, das war schon was ganz anderes. Das hat schon das Elend des Krieges beschrieben. Auch Gräueltaten der israelischen Soldaten, ganz klar niedergeschrieben, wie es immer im Krieg vorkommt. Na ja, das war schon was anderes, darauf waren wir nicht stolz. Aber wie wussten wir

denn eigentlich von so einem Buch? Als Kind in der Schule hätte ich nie von so einem Buch erfahren sollen. Uns hat von diesem Buch unser Lehrer erzählt. Und hinterher habe ich erfahren, dass in allen Schulen – das war Vorschrift – die Lehrer den Kindern über das Buch erzählen mussten, damit sie das Buch *nicht* lesen. Was für ein Elend, was für ein schreckliches, teuflisches Buch. Das Buch hat der Lehrer verabscheut. Das war nicht nur Hochverrat, das war überhaupt ein Drecksbuch, was der



alles da beschreibt, was für unangenehme Sachen. Hinterher haben wir natürlich alle das Buch gelesen. Nur deshalb. Und das war das erste Mal, dass ich überhaupt irgend etwas gegen Krieg, von dem Elend des Krieges, gehört habe. Ich bin damit aufgewachsen und meine Generation auch. Wir waren mit Uri Avnery nicht immer einverstanden. Es gab viele Dinge, die wir ihm vorgeworfen haben. Als ich Student war, Jahre später an der Universität in Jerusalem, da habe ich, so wie alle meine Freunde, leidenschaftlich seine Zeitung gelesen. Aber die hat uns auch aufgewühlt, aufgeregt. Weil er so viele Dinge gesagt hat, die uns unangenehm waren, an die wir nicht glauben wollten. So bat ich einmal um einen Termin bei ihm. Er hat mich in seinem Büro in seiner Zeitung mit zwei Kollegen von mir empfangen, in Tel Aviv, am Freitagnachmittag, vor dem Wochenende, wo seine Zeitung schon raus war und wo er ein bisschen Zeit hatte, und wir hatten eine Reihe von Fragen vorbereitet. Aggressive Fragen, provokative Fragen: Wie können Sie so etwas schreiben?

Ja, und er lächelte und sagte „Warum lesen Sie das alles so leidenschaftlich? Es scheint, dass Sie es jede Woche lesen. Warum eigentlich, wenn es Sie so aufwühlt? Darum schreibe ich es, damit Sie darüber nachdenken. Sie müssen nicht unbedingt mit mir einverstanden sein, mir zustimmen. Aber nachdenken sollen Sie!“

Und das haben wir seitdem immer getan.

Ja, man muss nicht immer mit dem anderen einverstanden sein. Das ist eigentlich das Prinzip, man muss dem anderen zuhören können. Muss ihm nicht unbedingt zustimmen. So ist das auch mit dem Gegner, so ist das auch mit dem Feind. Uri Avnery schrieb sein Buch „Mein Freund, der Feind“. Ich dachte, vielleicht hat er mal den französischen Dichter Paul G eraldy gelesen. Der schrieb, „man soll sich ein wenig ähnlich sein um sich zu verstehen, aber ein wenig verschieden sein, um sich zu lieben“. Ja, ähnlich und unähnlich, ach wie schön das Wort Fremder sein kann, schrieb Paul G eraldy. Vielleicht hat Uri Avnery daran gedacht.

Sari Nusseibeh ist ein bekannter Mann in Israel. Sehr bekannt. Ich habe vor ein paar Wochen ein neues Buch veröffentlicht unter dem Titel „Terror aus Vorwand“, (und das sagt an sich schon sehr viel), in dem ich ein paar Seiten dem Herrn Sari Nusseibeh gewidmet habe unter der Überschrift „Ohne Rang und Titel“. Ein Mann, der heute keinen Rang und keinen Titel hat und mit einem israelischen Freund ( brigens ein „Feind“: dem ehemaligen Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, dem ehemaligen Befehlshaber der Geheimdienste – die Dienste, die in den palästinensischen

Gebieten so eine Angst auslösen) zusammenkam, um einen Friedensentwurf zu veröffentlichen, von dem Ihnen Fritz Pleitgen erzählt hat. Ohne Rang und Titel – also was bedeutet das alles? Haben diese Leute ohne Rang und Titel, wie Sari Nusseibeh, wie Uri Avnery, überhaupt einen Einfluss auf die Politik bei uns? Bei den Palästinensern? Ich weiß, Sari Nusseibeh ist in Teilen der israelischen Bevölkerung sehr beliebt, sehr beliebt. Er war bei mir einmal zu Gast in der Universität Tel Aviv. Als ich nur seinen Namen erwähnte, gab es so einen Beifall, der wollte gar nicht mehr aufhören; ich wollte etwas sagen, bin aber gar nicht dazu gekommen. Die wollten nur noch klatschen und klatschen.

Ja, sehr beliebt. Als ein vorzüglicher Palästinenser, als ein Vorbild für uns. Aber in den eigenen Reihen – und das hat Fritz Pleitgen auch schon angedeutet – ist er da auch so beliebt? Kann nicht sein. Er kann nicht so beliebt sein, sonst wäre er kein Kämpfer gewesen. Er will etwas ändern. Um etwas zu ändern, muss man mutig sein. Risiko eingehen. Unbeliebt sein. Nur so kann man es durchsetzen. Man muss die Leute aufwühlen. Verärgern. Das tun die beiden jeweils in dem eigenen Lager. Ich sage, dass bei uns Sari Nusseibeh beliebt ist. Das bedeutet nicht, in allen Kreisen. Gott behüte, nicht in den rechten Kreisen, die sogar sein Büro geschlossen haben. Wer ist der gefährlichste Feind Israels? Sari Nusseibeh? Er ist der gefährliche Feind, weil er ja Frieden anstrebt. Jemand, der uns angreift mit Waffen in den Händen, den können wir bekämpfen. Wir wissen, wie man das tut. Aber jemand, der vom Frieden spricht, was tut man damit? Also, das rechte Lager liebt ihn nicht, wie es Uri Avnery nicht liebt. Aber in dem eigenen Lager, das ist wirklich sein Kampf, und davor scheut er sich nicht.

Wer ist eigentlich ein Held? Ein Soldat, der auf dem Schlachtfeld kämpft. Ja, traditionell meint man das eigentlich. In Wirklichkeit ist ein Held der, der Zivilcourage hat. Und das ist erheblich seltener als die Courage der Soldaten. Weil es eine tagtägliche Courage benötigt: in der Gesellschaft, in seinem eigenen Umfeld. Das ist schmerzlich, peinlich, schwierig und ununterbrochen. Nur jemand, der viel Mut hat und besonders viele Courage besitzt, wie diese zwei Männer, können sich so etwas leisten. In Israel brauchen wir sie. In Palästina brauchen wir sie.

Und warum brauchen wir sie? Weil die Bevölkerung gar nicht weiß, wo sie hingucken soll. Es stimmt doch gar nicht, dass die Mehrheit der Palästinenser Terror anstrebt und die Mehrheit der Israelis Besatzung und Vergeltungsmaßnahmen anstrebt. Das stimmt nicht. Die beiden Bevölkerungen tun es, weil sie meinen, dass sie

keine Alternative dazu haben. Nur deshalb. Wenn Sie sich die Meinungsumfragen in Israel anschauen, werden Sie verblüfft sein als Beobachter.

Zur Frage „Sind Sie bereit, den Palästinensern Zugeständnisse zu machen? Auf die besetzten Gebiete zu verzichten, Siedlungen zu räumen, einen echten Palästinenser-Staat anzuerkennen und mit ihm zu kooperieren?“ bekommen Sie in etwa 70%, gelegentlich 80% positive Antworten.

Aber zur nächsten Frage: „Unterstützen Sie Sharon und ganz ausdrücklich seine Politik?“ bekommen Sie genau so viele positive Antworten. Weil die Leute meinen, daß sie keine Alternative haben. Sie wären bereit gewesen, sagen sie, den Palästinensern Zugeständnisse zu machen. Aber sie haben keinen Gesprächspartner. Die Palästinenser sind Terroristen, sie wollen uns vernichten und nichts anderes. Sie streben überhaupt nicht das Ende der Besatzung an, das ist nicht ihr Ziel. Sie betreiben ja Terroranschläge nicht in den besetzten Gebieten, sondern im Kernland Israels. Also wollen sie uns vernichten, und in Folge dessen bleibt uns nur eins übrig, und das ist uns zu verteidigen. Und Verteidigen, das heißt Zurückschlagen. Also ist ja Sharon der richtige Mann dazu.

Und die Palästinenser sagen mehr oder weniger das gleiche. Die Israelis haben uns betrogen, brüskiert; beide [Regierungen] haben nach wie vor, selbst als sie mit uns verhandelt haben, Siedlungen gebaut. Also haben wir bei den Israelis überhaupt keinen Gesprächspartner. Gewalt ist das einzige Mittel, das uns zur Verfügung steht um irgend etwas zu erzielen.

Wir haben keine Alternative. Aber nicht, weil die Mehrheit der palästinensischen Bevölkerung wirklich Terror liebt.

Und die Frage ist: Wie kommt man aus dieser Klemme raus? Dazu brauchen wir Leute wie Sari Nusseibeh und Uri Avnery, die uns das Licht zeigen. Doch, es gibt eine Alternative. Es stimmt nicht, dass wir keine Alternative haben. Wir können es auch anders machen. Es gibt Gesprächspartner auf der anderen Seite. Man kann mit denen einen Kompromiss erzielen. Ihr müsst nur zuhören. Zuhören! Das gibt es. Und wenn Sie, Herr Pleitgen, von diesen vielen Entwürfen sprechen, die von Sari Nusseibeh und Amir Yalon vorgeschlagen wurden, oder von den Genfer Vereinbarungen, die Sie eben vorgetragen haben – ja, das ist das Ergebnis einer Arbeit von Menschen, einer langjährigen, schwierigen Arbeit von Menschen wie Uri Avnery und Sari Nusseibeh, die ununterbrochen gebohrt haben, um die Menschen dazu zu bringen, dass sie auch so etwas verstehen können und als realisierbar akzeptieren.

Victor Hugo sagte, Krieg ist der Kampf der Menschen, Frieden ist der Kampf der Geister.

Ich möchte zum Abschluss einen großen Kämpfer zitieren, einen großen Soldaten: Napoleon. Dieser Soldat sagte: „Es gibt zwei Mächte in der Welt – den Säbel und den Geist. Langfristig besiegt der Geist immer den Säbel.“ Und das ist meine Prophezeiung für Sari Nusseibeh und Uri Avnery.

Danke.